

Adolf Grimme

Preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung

**Auf freiem Grund
mit freiem Volk**

Ansprachen und Aufsätze



Warum gerade Republik?

Rede bei der Siebenjahrfeier des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Berlin am 20. Februar 1931

Ist es nicht ein Widerspruch, daß wir hier zusammenkommen, um ein Fest zu feiern, während draußen eine Vielmillionenschar von Arbeitslosen nicht weiß, was werden soll? Hier ein Fest, und draußen die Not, das wäre nicht zu vereinen, wollten wir feiern, um die Augen vor der Not zu schließen, um unser Gewissen zu betäuben, um das Schicksal derer zu vergessen, die durch eine von keinerlei Vernunftgesetz geregelte und darum aus den Fugen geratene Weltwirtschaft des selbstverständlichsten aller Menschenrechte beraubt sind, des Rechts auf mitschaffende Arbeit. Aber selbst wenn wir herzlos genug wären, die niederdrückende seelische und wirtschaftliche Lage dieser Volksgenossen vergessen zu wollen, ich glaube, daß das nicht einmal sosehr viele unter uns fertigbrächten, denn das Gespenst der Arbeitslosigkeit grinst heute fast jeden an und sieht unaufhörlich über die Schultern der Väter hinweg in die Mehrzahl der Familien hinein. Wer noch von diesem Schicksal verschont geblieben ist, in dem liegt doch die angsterfüllte Frage auf der Lauer, wann ihn der bittere Zwang zum Nichtstun packt, wann ihn die Welle der Beschäftigungslosigkeit erfaßt und mit hineinspült in das Meer der vor der Arbeit abgeriegelten Massen. Und trotzdem diese Feier? Wie verträgt sich das? Es verträgt sich deshalb, weil es kein Widerspruch ist, weil es vielmehr gerade Sinn dieses Festes ist, daß es uns Zuversicht gibt und neue Energien entbindet, dieser Not zu steuern, weil diese Festgemeinschaft in uns das Bewußtsein wachhält, daß der einzelne, der helfen will, nicht einsam auf verlorenem Posten steht. Es ist kein Widerspruch, daß draußen Not ist und wir hier feiern, wenn jeder, der den Sinn der Gründungsfeier des Reichsbanners recht erfaßt, von hier das Wissen mit hinaus in seinen Alltag trägt, daß er in eine Kameradschaft eingereiht ist, daß Tausende von Menschen da sind, bereit, genau so heute wie vor sieben Jahren ihre Hand mitanzulegen an das große Werk des Aufbaues eines neuen Deutschlands.

Lange genug hatte es freilich gedauert, bis damals vor sieben Jahren die sich zusammenschlossen, die den Willen hatten, den Staat zu sichern, der nach dem Fiasko des Vorkriegsstaates der Lebensraum für unser Volk geworden ist. Lange genug hatte es gedauert, bis in einer Zeit höchster Gefährdung dieses jungen Staates ein Schutztrupp erstanden ist, der sich seitdem als Bollwerk gegen allen überhitzten Nationalismus bewährt hat und der zum Sammelbecken aller derer geworden ist, deren Wille zur Nation gesund ist. Im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold haben sich alle die zusammengefunden, gleichgültig, wo sie sonst politisch stehen, die sich durch die Unsicherheit aller Verhältnisse nicht haben in der Erkenntnis irremachen lassen, daß die erste Garantie für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage unseres Volkes ein unerschütterbarer Staat ist. Bis zu diesem Zusammenschluß hatte es so lange gedauert, weil sich anscheinend der Deutsche zum Handeln aus politischer Einsicht immer erst dann aufrafft, wenn es fast schon zu spät ist, und es hatte wohl auch deshalb so lange gedauert, weil es ein Erbübel von uns ist, das in allen Schichten des Volkes fest sitzt, daß wir lieber über Politik reden, als daß wir sie treiben, und daß wir uns lieber um politischer Grundsätze willen schlagen, als gemeinsam einen Weg zu suchen, wie dem, der hungert, sein Teller Suppe werden kann. Lange genug hatte sich der deutsche Republikaner das Treiben unverantwortlicher Gruppen und Grüppchen gefallen lassen, die den Eindruck erwecken wollten, als täten sie, wenn sie nur das Wort „national“ recht oft im Munde führten, dem Vaterlande schon Dienst genug. Lange genug hatten zahllose Volksgenossen geglaubt, es sei überflüssig, diesen unaufhörlich schwatzenden und lärmenden und aufgeregten Kreisen besondere Beachtung zuzuwenden, und es müsse genügen, wenn der einzelne – wie es der wirklichen deutschen Tradition entspricht – ohne große Worte seiner Arbeit im stillen Tun nachginge; es werde dann der Staat mit seinen Organen, mit Justiz und Polizei und Reichswehr schon beizeiten dafür sorgen, daß der Löwenbräutigam eines politisierenden Maulheldentums keinen Unfug anrichten würde. Aber dann waren die Ereignisse des grauenvollen Jahres 1923 gekommen und hatten auch dem Gutmütigsten die Augen geöffnet. Und da war den allem lauten Treiben abholden Massen auf einmal klargeworden, daß der Staat mit seinen Organen ja gar nichts außerhalb unseres Selbst ist, und daß er nur so viel ist, wie wir aus ihm machen. Damals, als eine irregeleitete Jugend sich in den Wahn hineingesteigert hatte, durch Putschversuche und skrupelloses „Zur-Ruhe-Legen“ großer und verehrungswürdiger Führer den Volksstaat vernichten zu können, da endlich war auch dem Ruhigsten unter uns der Faden der Geduld abgerissen, und da ist die Bewegung entstanden, die wie keine andere in diesen letzten halbdutzend Jahren dazu mitgewirkt hat, das einzig greifbare Ergebnis des Weltkrieges für unser Volk zu sichern, die Staatsform der demo-

kratischen Republik und ihr Fundament, das Werk von Weimar. Wo wäre Deutschland heute ohne diese Gründung des Staatsbürgerbanners der deutschen Republik?

Noch klingt in uns das Erstaunen darüber nach, daß die Gefolgschaft des Reichsbanners damals in ganz wenigen Monaten hat anwachsen können in die Hunderttausende, ein Anschwellen, das nicht möglich gewesen wäre, wäre damals nicht das Bewußtsein in den breiten Massen des Volkes aufgebrochen, eben daß der Staat nicht etwas ist, das irgendwo im luftleeren Raume über unseren Köpfen schwebte, das uns gegenüber überstünde und uns Verbote und Befehle erteilte und uns wie der Polizist des alten Staates anschnauzte und zurechtwies, sondern daß wir der Staat sind. Weil diese Erkenntnis damals in Kopf und Herz der republikanischen Massen Anker geworfen hat, wurde der Staat von Weimar gerettet. Wo immer seitdem diese Urtatsache, daß der Staat nur so viel Kraft hat, wie er durch jeden einzelnen von uns bekommt, wo diese Tatsache im klaren Bewußtsein ergriffen worden ist, da hat wohl noch das Tränengas die Augen, aber da hat nicht mehr der schwelende Unsinn verworrener Phrasen den geistigen Blick trüben und das Gehirn umnebeln können. Die Gründung des Reichsbanners damals vor sieben Jahren war ein Ausdruck dessen, daß in den deutschen Massen das Staatsbewußtsein erwacht war. Damals hat sich der Wille zum Staat sein Instrument geschaffen. Und wieder einmal hat sich damals gezeigt, daß Ideen nichts sind ohne die Menschen, in denen sie aufflammen, daß eine Idee Leben erst gewinnt, wenn Träger da sind, die sie aufgreifen, die sie vorantragen und die sich schützend gegen jeden Angriff vor sie stellen.

Und doch, es bleibt noch eine Frage, die Frage: Warum denn gerade dieser Staat, warum gerade die Idee der Republik, warum die demokratische Idee, warum der Staat von Weimar? Ist es denn wirklich so, daß es ankommt auf die Form, in der ein Volk sich auswirkt? Schließlich sind es doch nicht nur Schreier, sondern auch sehr viele, die sich um Deutschlands Zukunft ernsthafte Gedanken machen, und die dennoch meinen, ein Volk, das überhaupt noch Kraft zur Existenz besitzt, das werde immer stärker sein als diese oder jene Form, in der es lebt. Und seine Vitalität werde es schon einen Weg finden lassen, daß es als Volk nicht selbst zerbricht, wenn die Form seines staatlichen Seins zerbricht und einer Wandlung unterworfen ist. Was hat es also auf sich mit dem Sinn der Republik? Was ist das für eine Idee, die uns auch heute abend in diesem Saal zu einer Zielgemeinschaft macht und die wir uns nicht wieder nehmen lassen wollen?

In der Gestaltung des staatlichen Zusammenlebens gibt es nur zweierlei: aus eigener Verantwortung zu handeln oder zu verzichten auf diese Mitverantwortung zugunsten des dann allein verantwortlichen Handelns

eines diktatorischen Gehirns. Es bleibt uns nur die Wahl, entweder ohne Einsatz des eigenen Gewissens und der eigenen Vernunft der Sklave eines fremden Willens sein, oder der Bürger eines Staates, in dem es für jeden Pflicht und Freude und höchste Ehre ist, am Bau der Zukunft der Nation aus eigener Verantwortung mit Hand anlegen zu können. Es braucht nicht langer Überlegung, um zu wissen, auf welcher Seite Schwäche, auf welcher Kraft ist. Den Verzicht auf eigene Entscheidung, diesen unmännlich bequemen Weg, wird auf die Dauer nur der Schwache wählen, und wenn man sagt, der neue Staatsgedanke vermöge dem Begeisterungshunger der Jugend keine Nahrung zuzuführen, dann bekenne ich mich zu dem Glauben, daß die deutsche Jugend gesund genug ist, um nicht auf die Dauer ge-nazi-führt zu werden, gesund genug, um bald wieder aus der Erinnerung an die deutsche Geschichte heraus zu handeln, in der wir immer wieder sehen, daß eine echte und kraftvolle Jugend noch stets den Weg der schwereren Aufgabe gewählt hat. Und dieser Weg ist heute der Weg der ruhigen und vorurteilslosen Erwerbs politischer Einsichten, zu denen freilich der nie kommt, der sich schon mit 14 oder 16 oder 18 Jahren nach einem parteipolitischen Katechismus konfirmieren läßt; es ist der Weg selbständigen politischen Handelns und der ewigen Bereitschaft zur politischen Entscheidung, während der, der in der Diktatur die höchste Staatsform sieht, in seinem Leben nur einmal und dann nie wieder zu einer politischen Tat aus Selbstentscheidung kommt. Das ist der Augenblick, wo er sich freiwillig politisch selbst entmannt. Denn darin eben besteht der Unterschied zur Diktatur, daß unsere, die demokratische, Idee den Menschen der Verantwortung verlangt, und daß sie ihm, damit er sich nach eigenem Gewissen entscheiden kann, auch die Voraussetzung der Selbstverantwortung verleiht: die Freiheit; die Diktatur dagegen gönnt ihm nur die eine Freiheit, die Freiheit von der Verantwortung. Das eben macht die hohe Bedeutung der demokratischen Staatsform aus, daß in ihr Verantwortung und Leistung dem Menschen nicht abgenommen werden können durch einen fremden Willen; in ihr gibt es keinen Ersatz der Selbstentscheidung durch irgendeinen Befehl. Darum die Republik, darum das Werk von Weimar und die demokratische Idee. Um diese Frage, was wir lieber wollen, aus eigener Verantwortung am Schicksal der Nation Mithelfer sein, oder aber im Zustand der Hörigkeit unter einem fremden Willen das Schicksal des politischen Galeerensträflings führen, um diese Entscheidung geht der mehr als hundertjährige Kampf des Deutschen um seine Befreiung aus der politischen Vormundschaft. Von uns wird es abhängen, ob dieser Kampf für einen freien Staat, für den die Besten der Nation seit über 100 Jahren ihr Denken, ihr Leben, ihre Bequemlichkeit eingesetzt haben, zum Ziel und Sieg führt.

Vielleicht, daß wir uns heute schon im Endstadium dieses Kampfes befinden; zuweilen sieht es in der Tat so aus, als wenn der Gegner In der Verzweiflung, sein Terrain zu halten, zum letzten Schlag ausholen wollte; möglich aber auch, daß unser Volk in der Verwirrung seiner Ziele noch einmal ein Stück Wegs zurückgeworfen wird. Sicher dennoch auf alle Fälle, daß sich das deutsche Staatsgebäude aufrichten läßt allein und ganz ausschließlich auf dem Fundament der Selbstverantwortung und Freiheit seiner Bürger. Und daß es wirklich möglich ist, auf diesem Fundament ein Wohnhaus für das deutsche Volk zu bauen, dafür ist sicherster Beweis gerade die Tatsache, daß das Reichsbanner da ist, daß es also möglich ist, in der Organisation des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold die verschiedensten Richtungen unseres Volkes über alle sonstigen trennenden wirtschaftlichen, parteipolitischen und kulturellen Schranken hinweg zusammenzufassen zum Dienst an einer übergreifenden Idee, an der Idee des Staates. Wer bereit ist, sich in diese Einheitsfront mit einzuordnen, ist uns willkommen. Aber für das Reichsbanner gibt es keine andere Einheitsfront als die des Kampfes für die demokratische Republik. Hier ist das Wesen aller Aufbaupolitik erfaßt; denn echte Politik ist Wille zum Zusammenleben, ist Wille zum Zusammenleiden, ist Wille zur Zusammenarbeit. Und es ist gerade das Gegenteil von Politik, wenn sich jemand dieses Willens entäußert und vor der ersten Schwierigkeit, die aus der Zusammenarbeit erwächst, davonläuft und die Verantwortung den anderen überläßt. Es gibt nun einmal heute nur einen Beweis der Treue und der Liebe zum Vaterlande. Der ist die phrasenlose Mitarbeit am Aufbau Deutschlands und an der Überwindung seiner Not. Wer diese Aufbauarbeit durch Hetze und Verleumdung und durch zersetzende oppositionelle Haltung zerstört, der übt Verrat am Vaterland und hat kein Recht, sich seiner Liebe zur Nation zu rühmen. Denn dem ist, was ihm Liebe zur Nation scheint, nur verkappter Haß in Richtung auf den Staat.

Wir aber lieben beides: Nation und Staat, und lassen uns die Mitarbeit am Ausbau der nationalen Republik nicht nehmen, und lassen uns nicht bange machen durch das Gejohle auf den Straßen. Wohl mag der Kampf noch Opfer fordern, wir beklagen aufs tiefste diese Opfer, die Im Kampf gefallen sind, aber wir wissen auch, daß eine große Zeit immer nur dann ist, wie der alte Märker Fontane sagt, wenn es beinahe schiefgeht. Sind wir die Menschen, die diese Zeit erfordert? Wie es auch sei, soviel ist sicher, daß die Augen der Zukunft auf uns gerichtet sind, und daß die deutsche Zukunft von uns erwartet, daß wir nicht müde werden und nicht nachlassen in der Verteidigung des neuen Staates. Aus dem Glauben an die gesunden Kräfte unseres Volkes erwächst die Hoffnung, daß auf das Dunkel um uns bald der Morgen folgt, an dem ganz Deutschland aus seinem Hitler-Traum erwacht. Um dieser Zukunft willen dürfen

wir nicht nur ein Schutztrupp des Werkes von Weimar sein, um dieser Zukunft willen muß jeder von uns wissen, daß wir die Pioniere der deutschen Republik sind, an denen die Minierarbeit der Gegner zerbrechen muß; denn unser ist das Recht, auf unserer Seite steht die Staatsidee, und unser ist der Wille zur Nation!

Der Student im Volksstaat

Rede bei der Verfassungsfeier der republikanischen Studenten in Berlin
am 23. Juli 1931

Ich brauche gewiß nicht zu betonen, daß ich zu der Jugend, die zu unserem Staat, zur deutschen Republik, aus einer inneren Überzeugtheit heraus steht, mit einem Gefühl starker Verbundenheit spreche. Ich fühle

diese Verbundenheit um so stärker, **als** wir in einem Augenblick zusammengekommen sind, wo sich dieser Staat in einer ganz großen Bedrängnis befindet, in einer so starken, so erdbebenhaften Bedrängnis, wie sie ihm seit Krieg und Inflation nicht mehr begegnet ist. In diesen Wochen, wo die Wirtschaftsnot im Innern auf die Spitze gestiegen ist, da gibt es niemand, der nicht von ihr betroffen oder doch bedroht ist. Und wieder einmal erleben wir, was es für jeden einzelnen heißt, mit seinem Volk schicksalverbunden sefn. Wieder einmal erleben wir einen der Augenblicke in der Geschichte unseres Volkes, wo sich jeder einzelne in den Strom eines gemeinsamen Erlebens hineingeworfen fühlt. Und mag auch das Erleben, das uns in diesen Tagen gepackt hat, ein sehr dumpfes und beinahe lähmendes sein, so ist es doch gerade auch in seiner mangelnden Sicht dessen, was denn nun eigentlich werden soll, ein Stück Gemeinsamkeitserlebnis. Diese Schicksalverbundenheit, diese Verbundenheit gerade bei dem dumpfen Gefühl der Wegverhangenheit legt uns allen eine erhöhte Verantwortung auf, vor allem die Verantwortung, daß wir nicht unbedacht und ohne Überlegung handeln und aus bloßen Trieben. In dieser Gegenwartssituation hat auch der Student eine besonders gesteigerte Verantwortung; denn was er auch immer ist, und was auch immer er aus sich macht, eins ist er vom ersten Tage seines Studiums an und bleibt er, auch wenn er längst die Universität verlassen hat: ein Schuldner der Nation. Wir wissen es ja alle, daß das, was er an Studiengebühren zu zahlen hat, so stark sie auch den einzelnen belasten mögen, doch nur ein Bruchteil dessen ist, was die Gesamtheit der Steuerzahler aufzubringen hat, damit Wissenschaft überhaupt möglich bleibt und ihm zum Studium Gelegenheit gegeben wird. Und niemals sollte der Student vergessen, was es für ein Vorrecht ist, sich ein paar Jahre geistigen Dingen und gelstigen Erlebnissen zuwenden zu dürfen, ein Vorrecht, das vor dem Forum der Ethik freilich gar kein Privileg abgibt und gar kein Anrecht einschließt, sondern jeden, der dies Geschenk genießt, verpflichtet.

Es scheint nicht, als sei dies sittliche Bewußtsein der Verpflichtung in jedem, der sich auf den Universitäten studienhalber aufhält, lebendig. Denn wer statt mit Kopf und mit Kollegheft mit Tränengas und Fäusten seiner seltsam mißverstandenen Arbeit obliegt, der besitzt dies Ethos der Verpflichtung nicht, und der als Schuldner der Nation sich fühlen sollte, geriert sich auf der Universität als Schädling der Nation. Vielleicht, daß er gerade deshalb unzufrieden und verärgert ist, weil er die Tatsache nicht wahrhaben möchte, mit der sich jeder, der studiert, heute einfach abfinden muß, daß der Akademiker in Deutschland nie mehr die Rolle im öffentlichen Leben spielen wird wie im verflossenen Jahrhundert in der Zeit der bürgerlichen Hochkultur.

Wer aber die Verpflichtung zum Dienst am Volk verspürt, der wird versuchen, daß er trotz der Ungesicherheit der eigenen Zukunft diese Ausichtslosigkeit, diese Tatsache, daß er am Ende des Studiums das Nichts sieht, nun nicht zum Gegenstand der unfruchtbaren Rebellion macht, sondern das Positive sucht. Ein Positives dieser Katastrophenstimmung jedenfalls liegt in der Möglichkeit, daß der Student das Los des Proletariats begreifen lernt, und daß so die Voraussetzung sich anbahnt für ein Zusammenfinden von Student und Proletariat, damit aus Klassen und aus Ständen ein Volk wird. Denn was erlebt jetzt der Student im Grunde anders als ein Proletarierschicksal! Auch er erlebt jetzt, was es heißt, von einem Tag zum andern arbeitslos zu sein und nicht zu wissen, woher die Mittel für die Weiterexistenz beschaffen. Auch er erfährt jetzt, was es heißt, mit einem Male ohne Mittel auf der Straße zu sitzen und keinen Arbeitsraum mehr zu finden. Jetzt erlebt er die Krisenhaftigkeit unserer Kultur nicht mehr, wie zuvor, im Geistigen allein; jetzt packt sie ihn an der Wurzel seiner eigenen nackten Existenz. Die Krisenhaftigkeit des Lebens hat vom Geistigen aus sich auch beim Studenten weitergefressen bis heran und bis hinein in das Existenzielle. Und nun kommt alles für ihn darauf an, daß er sich nicht in seelischen Depressionen verliert oder nur rebelliert oder nur triebhaft handelt. Jetzt kommt vielmehr alles darauf an, daß er die Situation erfaßt, wie sie nach jahrelangem Verharren in Dumpfheit das Proletariat erfaßt hat. Nicht als ob dieses Verhältnis von Student und Arbeiter ein durchweg neues wäre! O nein, die Situation war zwar nicht in dem heute von uns erlebten Ausmaß und in ihrem ganzen Stimmungsgehalt, aber immerhin doch als Entwicklungslinie bereits vor dem Krieg vorausgeahnt. Schon damals ist mancher Akademiker von der Idee her oder aus karitativem Getriebensein zum Arbeiter gestoßen. Ich erinnere nur an die Einrichtung der studentischen Arbeiterunterrichtskurse oder an Siegmund Schulzes Bestrebungen. Wer diese Wege damals mitging, der war bereits getragen von der Einsicht des Studenten in die Tatsache, daß die Vergünstigung, ein vornehmlich geistiges Leben führen zu dürfen, kein Recht einschließt, sondern nichts tut, als uns verpflichtet. Jetzt erlebt der Student aus eigener und nicht mehr nur aus nachgefühelter Qual, daß die Arbeiterbewegung in ihren Ursprüngen – mag man zu ihrem Ziel und ihrem Lösungsgedanken stehen, wie man will – von anderen Kräften getragen wird, als daß sie ausreichend zu erklären wäre aus bloßer Mißvergnügtheit aufgehetzter und begehrlich gemachter Massen. Jetzt beginnt der Student den tieferen Sinn dieser Bewegung aus eigenem Erleben mitzufühlen, jenen Sinn, der darin besteht, daß der Mensch im Arbeiter ans Licht will. Jetzt fühlt er, wie der Arbeiter, daß ein Ausschluß von der Anteilnahme am Arbeitsprozeß die Gefahr bedeutet, daß der Mensch um seinen Sinn betrogen wird. Denn was so niederdrückt, ist ja doch nicht nur der Druck Brot-

losigkeit, der bei ihm, bei dem Studenten, sogar noch einen Grad stärker zu sein vermag als bei den anderen Arbeitslosen, weil er keine Arbeitslosenunterstützung erhält, er spürt vielmehr, gerade weil er geistig ringt, mit krasser Deutlichkeit und doppelter Bedrücktheit, daß arbeitslos sein mehr heißt als mittellos im Leben stehen, daß arbeitslos sein heißt das eigene Dasein seines Sinnes entleeren, daß ohne Arbeit sein bedeutet, sein Leben nicht erfüllen zu können. Aber ist er Student, ist er es seinem Wesen nach, hat er den Sinn des Studiums erfaßt, dann ist er nicht gewillt, in solcher bloßen Stimmung zu verharren. Dann weiß er, daß es gerade die Aufgabe des Menschen, dem es vergönnt ist, Jahre der Klärung durchmachen zu können, ist, von den Antrieben bloßer Stimmungen aufzusteigen zu einem Willensakt auf Änderung des bestehenden Zustandes aus klarer Einsicht heraus.

Und wenn er beginnt, zu überlegen, dann drängt sich ihm als erstes und als stärkstes die Einsicht auf, daß das am meisten in die Augen fallende Problem der Überfüllung und der Massenkonkurrenz nicht als eine Hochschulfrage gesondert angesehen werden kann, ja daß es überhaupt kein bloß deutsches Problem ist, sondern Ausdruck einer Weltnot. Zum Beleg, daß dem so ist, genügt der Hinweis, daß die Zunahme der deutschen Studierenden dem mitteleuropäischen Durchschnitt entspricht. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht trotzdem für den deutschen Studenten das Problem viel schwieriger und lastender ist, weil wir in einen engeren Lebensraum eingespannt sind als die anderen Völker und der Student so einen geringeren Aktionsradius vor sich sieht. Und doch ist schon viel gewonnen, wenn ihn sein Nachdenken zu der Einsicht führt, daß dieses Problem nicht von der Universität allein her zu lösen ist, sondern zu verstehen ist als Ausdruck einer Krise der Gesamtgesellschaft.

Und seine zweite Einsicht wird gerade die sein, daß es nicht angeht, diese Situation wie ein Fatum, dem man nicht entgehen kann, passivisch hinzunehmen, sondern daß jedes Volk nur so viel wert ist, wie es aus sich selbst zu machen versteht. Und wenn er dann weiter überlegt, worin der Beitrag des Studenten zu der Überwindung dieser Krise und damit sein Beitrag zur Überwindung der Stimmung der Verzweiflung bestehen kann, dann wird er keine andere Antwort finden als die, die resultiert aus einer an der Wesensbestimmung des Studierenden gemessenen Haltung.

Drum also: Was heißt Student sein? Doch nichts anderes, als sich im Stadium der Meinungssuche befinden. Studieren heißt den Weg vom Vorurteil zum Urteil gehen, Studieren heißt klarwerden wollen. Und da nun ist es schmerzlich, zu sehen, wie es Studenten gibt, die einfach stehenbleiben, noch ehe sie begonnen haben, die, statt das Dasein zu entdogmatisieren, Begriffe, die ihnen zugeflogen sind, zum Dogma umabso-

lutieren. Wohl gebärdet sich mancher dabei radikal; aber er sollte wissen, daß er das Wesen echter Radikalität verfehlt hat. Als Student kann man im Gelstigen gar nicht radikal genug sein, ja man kann sagen, daß ein echter Student überhaupt nur der ist, der einmal das Wagnis gewagt hat, nichts ungeprüft hinzunehmen, alle fremden Urteile über Bord zu werfen und sich auf nichts zu verlassen als nur auf seine eigene Schau. Erst wer das kann, hat zugleich die Voraussetzung zur echten Führerschaft in sich geschaffen. Es darf aber mit gutem Grund bezweifelt werden, ob der Radaustudent es jemals fertiggebracht hat, zunächst einmal schlechthin alles, auch seine eigene Person und alle seine Begriffe, in Frage zu stellen, ob er wirklich die innere losgelöste Unabhängigkeit jemals gewonnen hat gegenüber Programmen, Theorien und Schlagwörtern. Wer führen will, muß selbst einmal auf alles Nachlaufen verzichtet gehabt haben. Es gibt nun einmal nur eine einzige ethische Haltung für den Studenten. Das ist die, daß er sich vor aller Entscheidung und erst recht vor allem Handeln dem Prozeß der Klärung unterwirft, um dessentwillen er auf der Universität ist, und daß er ohne vorgefaßte Meinung an die Wurzel der Dinge und der Situationen geht. Das und nur das ist seine Ehre. Es gibt keine besondere studentische Ehre, es sei denn die dieses unbeirrten Willens zur Sache. Und wenn der Student überhaupt eine Aufgabe in der allgemeinen Entgeistung der Welt hat, dann ist es die, daß aus seinem Denken das Schlagwort verdrängt wird durch geistiges Ringen, und daß er so jenen ersten Schritt zur Persönlichkeitsgestaltung tut, der darin besteht, daß er selber die Augen aufmacht, auf keines Meisters Worte schwört und so heraustritt aus dem Kollektivdenken irgendeiner Gruppe. Den Sinn des Studiums hat nur erfaßt, wem wesentlicher als Rezepte Probleme sind, und wer erfaßt, daß es nie und nirgends in der Welt, wo es ein Ziel zu erreichen gilt, mit dem bloßen Elan und einem bloßen Willensentschluß getan ist, sondern daß wir nur weiterkommen, wenn wir Klarheit und geklärte Begriffe an die Stelle der Dumpfheit und der übernommenen Vorurteile setzen. Wer diesen Sinn **des** Studiums bejaht, der kann nun freilich nur mit Scham über den Mangel an diesem Sinn für die studentische Aufgabe an die Vorkommnisse auf den Universitäten in den letzten Wochen denken. Sie waren ein Verrat am Sinn des Studiums und an der Universitätsidee. Anstatt sich in die allgemeine Entgeistung der Welt hineinziehen zu lassen, sollte sich vielmehr jeder Student des Vorzuges stets bewußt sein, daß er Jahre der Klärung durchleben kann, die es ihm ermöglichen, auch die im politischen Kampf zerfledderten Begriffe wieder auf ihren sachlichen Sinngehalt zurückzuführen. Es heißt aber das fruchtbare Ethos des Hörsaales zum fruchtlosen Pathos der Straße machen, wenn der Student die geistigen Begriffe ins Gewaltpolitische zerrt und den Geist verpolitisiert, anstatt sich darauf vorzubereiten, daß er einmal helfen kann, das poli-

tische Leben zu vergeistigen. Es ist der kritische Punkt im Leben jedes heranwachsenden jungen Menschen und des Studenten im besonderen der Augenblick, wo er sich entscheiden muß, was er lieber will, seine Triebe und Aufwallungen frei laufen lassen oder Bändigung und Form. Student ist nur, wer Freiheit zur autonomen Selbstentfaltung fordert und für das Wachsen der eigenen Person benutzt.

Wer diese Freiheit zum Wachstum und zur Klärung verlangt; der will sie echt nur dann, wenn er sie durchweg will; denn echte Freiheit wächst dem Menschen nicht aus Irgendeinem Ausschnitt der Welt zu, sondern ist ein Etwas, das konstitutiv zu seinem seelischen Verhalten gehört. Wer wirklich den Sinn der Freiheit durchlebt, bei dem bestimmt sie die Gesamthaltung seines Wesens, die ganze Einstellung eines Menschen, zu welchem außerhalb seines Ichs liegenden Gegenstand es auch sei.

Und diese auf Freiheit der Entscheidung und der Selbstverantwortung gestellte Haltung des Studenten, dieses Ethos der – ja, deutet die Verwandtschaft nicht schon der Name an? – Gelehrtenrepublik entspricht nun eben jener Haltung, die die Verfassung Weimars von jedem deutschen Bürger fordert. Die Freiheit ist das Apriori aller Forschung – und der Staat von Weimar ist seinem Wesen nach nichts anderes als das Palladium dieser Freiheit. Forschung und Staat sind Diener eines und desselben großen Zieles, dem Menschen zu helfen, daß er sein Leben zu leben vermag als freie geistige Person, damit er von der Individualität, die jedem von Geburt gegeben ist, sich zur Persönlichkeit entwickle, die man erwerben muß, weil sie uns aufgegeben ist.

Wer aber in seinen Studienjahren die blinde Unterwerfung unter einen fremden Willen propagiert, der unterbindet das Wachstum zur Persönlichkeit und mehr als das: er unterhöhlt die Voraussetzung des Studiums: die akademische Freiheit. In einem Diktaturstaat gibt es nicht die Freiheit, daß jeder werden kann, worauf sein Wesen angelegt ist, eine Freiheit, wie sie die soziale Demokratie erstrebt. Darum vergäße unser Staat seine Pflicht gegenüber seiner eigenen Idee, die nicht Uniformität, sondern Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten verlangt, und er vergäße seine Pflicht gegenüber der Idee der Universität zugleich, wollte er die Idee der Freiheit nicht schützen gegen jeden Totengraber freien Wachstums. Denn Freiheit kann doch unmöglich heißen, jede Meinung, sei sie, wie sie sei, wild wachsen zu lassen. Freiheit ist immer nur möglich auf dem Fundament der Anerkennung dieser Freiheit, einer Anerkennung, die nun freilich ebensowenig wie der Freiheitsgedanke **selbst** lädiert wird, wenn dem die Freiheit, seine Meinung durchzusetzen, genommen wird, der mit dieser Freiheit nur bezweckt, die Freiheit selber aufzuheben. Mit aller Deutlichkeit ist deshalb zu betonen, daß, wenn gegen die Stoßtrupps der Feinde der Arbeitsfreiheit auf den Universitäten die überlieferten Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht ausreichen, daß dann vom Staat

neue zu schaffen sind. Denn hier an diesem Punkte gibt es kein Pak-tieren, weil hier nicht mehr bloß Richtung gegen Richtung und Meinung gegen Meinung steht. Hier steht die Möglichkeit der freien Meinungs-äußerung und ihre Unterbindung im Kampf auf Tod und Leben. Es handelt sich nicht mehr um einen Ringkampf zwischen dieser oder jener Meinung, es handelt sich um Schutz der Meinungsfreiheit gegen Meinungsunter-drückung.

Und was ist das doch für eine schmerzliche Verwirrung der Gefühle, wenn jemand gegen diese Freiheit Sturm läuft und sagt, er tue es aus Liebe zur Freiheit der Nation. Wir wollen seine Liebe nicht bestreiten. Aber wir wollen ihn daran erinnern, daß man eine Person ja auch so un-sinnig lieben kann, daß man sie mit dem Erweisen seiner Liebe zu er-drücken droht. Und ich denke, Deutschland sollte sich für solche hem-mungslosen, überspannten Zärtlichkeitsbeweise bedanken. Wie kann der Freiheit überhaupt wirklich wollen, der sie nicht durchweg will! Wer die Arbeitsfreiheit und die Forschungsfreiheit bedroht, dem ist die Idee der Freiheit nicht zum bestimmenden Merkmal seiner geistigen Haltung ge-worden. Ich leugne nicht, daß er die Freiheit seines Volkes in subjek-tiver Ehrlichkeit durchaus will, allein im Hinblick auf die Idee der Frei-heit ist er als Person gespalten und darum schon im Anfang seines Handelns in seiner Kraft gelähmt, eine Behauptung, die durch die Be-obachtung gestützt wird, daß bei den Vernehmungen der bei Ausschrei-tungen ertappten Studenten sich in betrübend vielen Fällen herausstellt, daß der betreffende Unruhestifter so unfrei ist, daß er für seine Tat nicht einsteht. Sie haben eben nicht gehandelt aus Freiheit, sondern als Werk-zeug einer kollektiven Stimmung.

Wer diese Freiheit, von der ich sprach, in sich verkörpert gegenüber Studium und Staat, der kann dann gar nicht anders, als auch die Freiheit der Nation zum Gegenstand der Sehnsucht und des Wollens zu machen. Er kann aber auch nicht anders, als mit dieser Freiheit der eigenen Nation zugleich auch wollen die der anderen Nationen. Und ist es denn nicht so, daß, wenn wir irgendwo das deutsche Wesen an einer seiner Komponenten erfassen, dann es gerade an diesem seinem Willen zur Freiheit der Nationen ist? Ist nicht gerade dieser Wille zur Freiheit der Nationen, der eigenen und der anderen, eine der besten deutschen Nationalideen, so daß nur deutsch sein wollen belnahe schon heißt nicht mehr ganz deutsch sein wollen? Ich meine, kein Buch hat es klarer ge-zeigt als eins der klassischen Bücher der deutschen Geschichtsschreibung, als Friedrich Meineckes Meisterwurf „Vom Weltbürgertum zum National-staat“, daß im echten Deutschen von je gelegen hat die Sehnsucht nach der Synthese vom nationalen Staatsbewußtsein und weltbürgerlichen Gliedschaftsbewußtsein, und daß der geistige Deutsche von je gefordert hat, den Blick auf die eigene Nation zu richten, gewiß, schon deshalb

zu richten, weil man überhaupt nicht international sein kann, wenn man nicht die Nationen bejaht, zwischen denen eben dieses „inter“ besteht, zugleich aber gefordert hat, daß man den Blick nicht einengt auf die eigene Nation. Gerade erst, wer diese Sehnsucht zur Synthese in sich erlebt, erlebt in seiner ganzen Schärfe die Spannung zwischen dem Willen zur eigenen Nation und der unvollkommenen Erfüllung unserer deutschen Sehnsucht, die eigene Nation als ein vollberechtigtes und existenzgesichertes Glied in der Gesamtheit der Nationen anerkannt zu sehen. Wie groß die Not ist, die uns gerade aus dieser Spannung ins Gesicht schlägt, das zeigen diese Wochen außenpolitischer Hochspan-nung wahrhaftig zur Genüge. Eine Not ist es, die uns vor Illusionen be-hüten sollte, die uns andererseits aber auch nicht zu der Verwechslung von Illusionen mit Ideen verführen darf; denn Illusionen und Ideen sind zweierlei. Wir müssen frei von Illusionen, aber Diener der Idee sein; denn das ist deutsch, ist akademisch und ist das Ethos der deutschen Republik. Und wenn wir die Haltung des Studenten umschreiben wollen durch einen Satz, dann liegt sie in dem Imperativ: Werde ein idee-erfüllter, aber illusionsbefreiter Mensch!

Ich weiß, daß das in dieser Zeit der materiellen Bedrücktheit und der Depression der Seelen unsagbar schwer ist, und daß der Forderung nur der Mensch gerecht wird, dessen Grundzug Heroismus ist, nicht nur Be-geisterung. Begeisterung? Gewiß, auch sie ist nötig. Aber schwerer wiegt der Heroismus, denn er verlangt ein opfervolles Tun. Daß der Student kein Opfer scheut, hat er im Krieg gezeigt. Jetzt muß der Alltag weiter dafür Zeuge sein. In den Flandernkämpfen, um dieses Großbei-spiel der deutschen Geschichte zu nennen, hat der Student gezeigt, daß er versteht, zu sterben. Von den Lebenden wird der Heroismus des phrasenlosen Alltags verlangt. So schwer es ist, mit einem gleichsam ruckweisen Willensentschluß in den Tod zu gehen, es wiegt gewiß die Energie nicht minder schwer, sich einzustellen auf ein solches Einsatz-kontinuum des Lebens, auf den Dauereinsatz unserer Existenz.

In dieser Einsatzbereitschaft sollte sich Deutscher zu Deutschem immer wieder finden können, ohne Unterschied des Alters, ohne Unterschied des Glaubens, ohne Unterschied des Standes, und wir sollten nie ver-gessen, daß das Deutschland des Geistes und des freien Willens nicht heraufgeführt wird durch irgendweiche äußeren Gebärden, daß viel-mehr das stille Tun entscheidender am Bau der Zukunft mithilft als die Lautheit aller Reden und als aller Radau, der immer dem am nächsten liegt, der vom wortkargen Heroismus am weitesten entfernt ist.

Wenn diese Feierstunde einen Sinn für unseren Alltag haben soll, dann lassen Sie es das Gelöbnis sein, daß wir unser Leben aus der Einsicht führen wollen, daß vor allem Reden und vor allem Tun die Arbeit und die Klärung der Begriffe stehen. Denn ein Student, der nicht die Klarheit

vor alles Tun stellt und nicht die Sachlichkeit zum Gegenstand seiner geistigen Liebe macht, der liebt auch Deutschland nicht. Da und nur da liegt der Weg, der zwischen dumpfer Verzweiflung auf der einen und blinder Begeisterung auf der anderen Seite nach vorn führt. Es ist ein harter Weg, und niemand sollte ihn beschönigen. Er führt durch Hunger und durch Not. Und wer ihn gehen will, der muß bereit sein zum Heroismus im kleinen Alltag. Hart aber oder nicht, wir müssen geradeaus marschieren, weil wir verspüren, daß die deutsche Nationalidee bei uns ist. Die Not des Vaterlandes appelliert in dieser Stunde mehr denn je an den heroischen Studenten. Ich danke Ihnen, daß Sie durch Ihr Bekenntnis zur deutschen Republik zugleich bezeugen, daß in Ihren Herzen dieser Ruf nicht ungehört verhallt.

Gehört Politik in die Schule?

Aus der Rede im Preußischen Landtag bei der zweiten Beratung des Kultusetats am 17. März 1931

Die Frage, ob Politik in die Schule gehöre oder nicht, läßt sich nicht einfach mit einem Ja oder Nein beantworten. Da zwischen Schulleben und dem übrigen Leben keine Brandmauer gezogen ist und auch nicht gezogen werden darf, ist die Politik einfach mitten in der Schule drin, ob uns das nun lieb ist oder nicht. Es handelt sich also gar nicht darum, ob wir sie hineinlassen wollen oder nicht; die Politik pflegt den Schulmeister nicht erst zu fragen, ob es ihr wohl freundlichst gestattet sei, in die Schule hineinzugehen. Es wird keiner politischen Richtung, die irgendwann einmal in der Regierung vertreten ist, gelingen, die Politik, die diesen Hausfriedensbruch an der Schule begangen hat, mit Mitteln der Polizei oder der Pädagogik oder irgendeiner sonstigen seelischen Beeinflussung der Jugend wieder aus der Schule herauszukomplimentieren. Selbst wenn es gelänge, sie aus der Schule zu vertreiben, aus den Schülern hätte man sie damit längst noch nicht herausgebracht. Wie man denn überhaupt die Einwirkungsmöglichkeit der Lehrerschaft auf die jugendlichen Seelen erheblich zu überschätzen geneigt ist. So einfach liegen die Dinge in Fragen der Erziehung denn nun doch nicht, daß man meint, wenn man nur an die Einsicht und den guten Willen der Lehrerschaft mit Erfolg appelliere, könne sie schon die Jugend in eine bestimmte Richtung hineinbringen oder sie vor der Beeinflussung durch eine andere Richtung bewahren. Heute viel mehr als früher ist die Schule gegenüber der Jugend nur eine formende Kraft neben anderen, und es wäre Vogel-Strauß-Politik, wollten wir verkennen, daß diese anderen for-

menden Kräfte – Elternhaus, Presse, Bünde, Kameradschaften, Straße und was weiß ich – oft, wenn nicht sogar immer, weitaus nachhaltiger den werdenden jungen Menschen beeindruckt. Der Streit kann also eigentlich nicht mehr um die Frage gehen, ob Politik oder nicht, sondern lediglich noch darum, in welcher Weise die in die Schule eingedrungene Politik unterrichtlich und erzieherisch ausgewertet werden kann. Wenn man es schon einmal als eine Not ansieht, daß die Politik nun auch in die Schulstuben hineingedrungen ist, dann bleibt uns gar nichts anderes übrig, als aus dieser Not eine Tugend zu machen. Aber vielleicht ist es überhaupt keine Not. Denn nehmen Sie einmal an, es gelänge, die Arbeit der Schule völlig unabhängig von Einflüssen der Außenwelt zu halten, nehmen Sie an, es könne gelingen, die Jugend fern vom öffentlichen Leben und fern von politischen Strömungen zu erziehen, meinen Sie nicht auch, daß selbst dann, ja gerade dann der Lehrer von sich aus gezwungen wäre, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, in welcher Weise er dem jungen Menschen, der doch mit dem Blick für die Zusammenhänge des Lebens die Schule verlassen soll, ein Stück politischer Unterweisung und einen Einblick auch in die politischen Zusammenhänge übermitteln kann? Daß die politische Erziehung jetzt zu einem wesentlichen Bestandteil der Schulerziehung überhaupt geworden ist, kann doch nur der bedauern, der meint, daß die Schule von vornherein darauf verzichten sollte, ein sehr wesentliches Stück des die Jugend ebenso wie den Erwachsenen umflutenden Lebens mit der Jugend zusammen kennenzulernen. Daß die Politik auch in die Schule eingedrungen ist, kann nur bedauern, wer nicht sieht, daß die Schule heute im Sinne ihrer pädagogischen Aufgabe mehr zu leisten hat, als der Jugend bloße Kenntnisse zu vermitteln. Wer die Jugend nicht nur belehren, sondern sie auch erziehen will, der muß das Ohr der Jugend haben, und wer das Ohr der Jugend haben will, der muß ihr auf den Mund sehen, was freilich ganz und gar nicht bedeutet, daß er ihr nun auch nach dem Mund reden muß. Wer ihr auf den Mund sieht, weiß, daß sie in politischen Gedankengängen lebt, so stark in ihnen lebt, daß sie drauf und dran ist, sich von der Politik auffressen und von einer ungeklärten und mißverstandenen Politisiererei in dem Schönsten, was ihr eigen ist, verkümmern zu lassen, in ihrem freien Wachstum und in ihrem Vorrecht, sich ohne verfrühte Bindung auf die freie Suche nach einem festen Standpunkt in dem Wirrwarr der Meinungen zu begeben. Damit aber ist schon angedeutet, worin der pädagogische Wert der Tatsache, daß die Politik auf den Schulbänken sitzt, besteht: die Politik in der Schule ist kein Mittel des politischen Kampfes. Es kann sich nicht um einen politischen Schülerfang handeln. Die Politik hat in der Schule überall da ein Daseinsrecht, wo sie zum Mittel der politischen Urteilsbildung benutzt wird. Auf eine Formel gebracht: es handelt sich um politische Bildung, nicht aber um politische Beeinflussung. Ich weiß natür-

lich auch, daß diese Unterscheidung zunächst eine rein begriffliche ist, und daß alles auf den Takt des Lehrers ankommt, diesen begrifflichen Unterschied in dem tatsächlichen Verkehr mit der Jugend nun nicht aufzuheben zugunsten einer pädagogisch verhängnisvollen Grenzverwischung der beiden Begriffe. Dem Takt des Lehrers muß jede Unterrichtsverwaltung, gleichviel, wie sie politisch zusammengesetzt ist, nicht nur heute, sondern grundsätzlich, wenn solche Fragen behandelt werden, um so mehr vertrauen, als es kaum möglich erscheint, daß sich politische Bildung und politische Menschenformung ohne eine politische Wertung zu vollziehen vermag. Ich leugne die Möglichkeit des Mißbrauchs nicht. Ich kenne die alltäglichen Grenzüberschreitungen. Aber welche Ermächtigung, die der Schule und dem Lehrer gegeben wird, wäre nicht dem Mißbrauch ausgesetzt. Das Werk der Erziehung ist nicht in Reglements, Paragraphen und Vorschriften auffangbar und ist gegen die Gefahr der mißbräuchlichen Benutzung der Amtsgewalt des Erziehers nie gefeit. Ich vermag aber nicht einzusehen, warum nicht in Sachen der politischen Erziehung derselbe Effekt müßte zu erzielen sein wie etwa in Fragen des Religionsunterrichts oder der philosophischen Unterweisung, bei welchen beiden doch ebenfalls mit einer Verschiedenheit der Richtungen zu rechnen ist. Die Schule muß unendlich viel leisten, was schwer ist, und was wir dem Takt des Lehrers überlassen müssen, weil es nun schon einmal nicht möglich ist, jedem Lehrer einen staatlichen Aufpasser zur Seite zu stellen. Es wäre auch nicht einmal wünschenswert, weil, an der Idee gemessen, Lehrer sein nicht ein Amt ist, sondern ein Vorleben. Ein Lehrer, der wirklich Lehrer ist, blickt auf die Idee und sieht sich nicht nach Vorschriften um, sondern sucht der Idee so nahe wie möglich zu kommen. Was das gegenüber dem pädagogischen Imperativ, die Schüler auch politisch zu bilden, ohne sie deswegen auch politisch zu beeinflussen, bedeutet, hat Herr Minister Boelitz einmal in einem Erlaß zum Ausdruck gebracht, zu dem auch ich stehe, wenn er sagt, „daß das Verbot parteipolitischer Beeinflussung der Schüler im Unterricht den Lehrer nicht hindern soll, dann, wenn es die Zwecke des Unterrichts erfordern, auch politische Probleme mit den Schülern zu besprechen“. Und ich finde mich an seiner Seite, wenn er fortfährt, es komme freilich ausschlaggebend darauf an, „daß der Lehrer den politischen Gegenstand als Problem behandelt, den Schülern die verschiedenen Seiten des Problems unparteiisch vorführt und sie mit allen beachtlichen Antworten und Lösungen bekannt macht, nicht nur – das eben wäre parteipolitische Beeinflussung – mit seinem eigenen Werturteil“. Was die Schule danach zu tun hat, ist, dem jungen Menschen eine Vorstellung von den politischen Problemen und Fragestellungen unserer Zeit zu verschaffen, ihm den wesentlichsten Teil des Rüstzeugs mitzugeben, des historischen, volkswirtschaftlichen, geographischen, staatsbürgerkundlichen Rüstzeugs,

dessen jeder bedarf, der sich heute mit politischen Problemen sachlich beschäftigen und auseinandersetzen will, und dessen der Schüler von der höheren Schule her um so nötiger bedarf, als ihm nicht, wie dem gleichaltrigen berufstätigen jungen Menschen durch das Hineingestelltsein in den Existenzkampf, politische Entscheidungen zu einem unmittelbar verspürbaren Erleben zu werden pflegen. Daß der Schüler dieses Rüstzeug erhält, ist, glaube ich, auch deshalb heute eine um so drängendere Notwendigkeit, als der Jugend immer wieder eingeredet wird, sie sei unsere letzte Hoffnung, und sie sei berufen, das Versagen der älteren Generation einmal wieder gutzumachen. Es darf uns nicht wundernehmen, daß der allgemeine Kampf um die Seele der Jugend viele junge Menschen sich selber schließlich Interessant gemacht und sie zu einer Überwertung ihres eigenen Könnens gebracht hat. Jung sein ist dabei doch zunächst nichts als ein bloßer Zustand, und wenn wir uns in einem gegenüber der Frage, wie wir eine Jugend gewinnen können, die zum positiven Einsatz für den Staat bereit ist, zusammenfinden können, dann, meine ich, müßte es darin sein, daß wir vor das Ziel der Erziehung einer neuen Jugend die Einsicht aufrichten sollten, daß es nicht auf einen bloßen biologischen Zustand ankommt, sondern auf Leistung. Und ich glaube, mit der politischen Erziehung der Jugend wären wir ein großes Stück weiter, wenn ihr schon durch den Schulunterricht der Blick für die simple Tatsache geöffnet würde, daß politische Ziele nicht schon erreichbar sind durch bloßen jugendlichen Elan, durch Gefühlsimpulse und durch einen revolutionären Willensentschluß, sondern allein durch die von einer starken Begeisterung ständig wieder neu genährte Bereitschaft, dem Gegner durch den Einsatz der gesamten Person, zu der nun einmal auch ein klarer Kopf gehört, Schritt für Schritt Terrain abzugewinnen. Das Schönste, das die Jugend in die Politik mit hineinbringt, ist ihre Einsatzbereitschaft, und es stünde gut um Deutschland, wenn diese ihr erhalten bliebe, nachdem sie einmal Mann geworden ist. Einsatzbereitschaft aber ist nur fruchtbar unter der Voraussetzung, daß sie sich mit Zielklarheit verschwistert. Zielklarheit wiederum ist etwas, das nicht mit dem bloßen Zustand der Jugendlichkeit bereits gegeben ist; es gehört vielmehr zum Wesen des Jungseins, daß man in diesem Lebensstadium Zielklarheit nicht hat, sondern gewinnt. Man kann geradezu sagen, daß der Mensch in dem Augenblick aus dem bloßen Zustand des Jungseins heraus ist, wo er diese Zielklarheit gewonnen hat und damit Mann geworden ist. Nur eine Jugend, die diese Zusammenhänge erfaßt, trägt die Garantie des geistigen und seelischen Wachstums in sich. Wer ihr den Blick für diese Zusammenhänge öffnet, der bildet sie, ohne zugleich der Gefahr ihrer politischen Beeinflussung zu erliegen. Daß sich dieser Bildungsprozeß in der Jugend vollzieht, ist um so nötiger, als damit zugleich das Verständnis der Jugend für die

Tatsache angebahnt ist, daß Politik ihrem Wesen nach eine unjugendliche Beschäftigung ist. Denn echte Jugend will das Unbedingte; Politik aber ist die Kunst des Möglichen im Umkreis der mit der Verschiedenheit der Menschen gesetzten Bedingtheiten. Gelingt es der Lehrerschaft, das natürliche Bedürfnis der Jugend, sich in ihrem Wachstumsprozeß auch die Welt der Politik zu assimilieren, auszuwerten, dann hat die Schule nicht nur eine staatspolitische Tat getan, sondern auch ein sittliches Fundament für den künftigen politischen Kampf gelegt; denn eine so erzogene Jugend wird es nicht mehr als einen Verrat am Freunde empfinden, wenn sie auch dem Gegner gegenüber Gerechtigkeit zu üben bereit ist. Eine so erzogene Jugend wird, wenn sie einmal aktiv in den politischen Kampf eingreift, die Pflicht zur Objektivität im Sachlichen ebenso bejahen wie die Pflicht zur Duldung im Menschlichen, ohne daß sie deshalb in den Fehler verfiel, nun zu meinen, sie müsse darum, weil sie objektiv sein wolle, in ihrer Stellungnahme zu den großen Fragen der Gegenwart nun auch neutral sein. Eine so erzogene Jugend weiß vielmehr, daß objektiv sein und neutral sein zweierlei ist. Wir müssen objektiv sein, wir dürfen nicht neutral sein. In dem Augenblick, wo eine neue Generation diesen Unterschied erfaßt, wird das Zeitalter der politischen Unduldsamkeit genau so hinter uns liegen, wie wir aus dem 17. Jahrhundert mit seinem Stigma der religiösen Unduldsamkeit herausgewachsen sind. Als Mittel zu diesem Ziel gehört die Politik auch in die Schule. Was nicht hineingehört, das sind die Formen, die unsere politischen Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit heute beklagenswerterweise angenommen haben. Was nicht hineingehört, ist das politische Schlagwort, es sei denn, um es in seiner Hohlheit zu entlarven. Was nicht hineingehört, ist alles, was zur politischen Verhetzung der Jugend beiträgt. Und es wäre weder vor der Idee der Erziehung noch vom Staat aus zu rechtfertigen, wollte die Schule untätig zusehen, wie diese ihre Arbeit an der Jugend gefährdet und durchkreuzt wird von Vereinen, deren Ziel es ist, die Jugend um ihr eigentliches Recht zu bringen, um das Recht der freien Meinungssuche.